

Leseprobe

aus Peter Kunkel *Der rote Baum*

Verdrießlich machte ich mich auf den Rückweg. Etwa fünfzig Kilometer hinter McLeod Cottage geriet ich in einen Wolkenbruch. Es wurde dunkel und grau; es fielen keine Tropfen, nur noch Vorhänge. Ich sah kaum fünf Meter weit, und der Scheibenwischer bewegte sich nicht schnell genug, um die Sturzbäche vom Wagendach herab aus dem Sichtfächer zu fegen. Von allen Seiten sprühte das Wasser durch die Türritzen. Auf dem Boden des Wagens stand es in Pfützen, und von der rechten Schulter abwärts drang es naßkalt durch Hemd und Hose. Die Fahrspuren hatten sich in Rinnsale verwandelt, deren Inhalt beim geringsten Tempo hoch über Gras und Büsche geschleudert wurde. Solche Unwetter waren nicht häufig, konnten aber lange dauern. Ich hielt also nicht an und wartete das Ende ab, sondern kroch langsam weiter, in ständiger Angst, auf ein anderes Fahrzeug oder einen Elefanten zu treffen.

Ich traf auf etwas, was ich unter diesen Umständen nicht auf der Piste vermutet hätte: einen Mann. Er wurde plötzlich gleich hinter der Motorhaube vor den Regengardinen sichtbar. Ich hupte. Er sprang zur Seite und war im grauen Gesprüh verschwunden.

Henry?

Was tat Henry zu Fuß im Nationalpark halbwegs zwischen McLeod Cottage und Mti Mwekundu? Eher war es wohl eine Parkwache, dessen Jeep mit Panne irgendwo im Busch lag. Oder die den Anschluß an den Jeep verpaßt hatte, der die im Gelände verstreuten Männer einzusammeln hatte; vielleicht war der Wagen bei diesem Wetter gar nicht erst losgefahren. Es war vier Uhr vorbei. Ich fand es ziemlich leichtsinnig, um diese späte Stunde in dieser nicht nur von Elefanten, sondern auch Hyänen und Büffeln wimmelnden Gegend herumzulaufen. Ich hielt an, um den Mann mitzunehmen.

Es kam niemand. Ärgerlich öffnete ich die Tür auf der Beifahrerseite. Sofort wurde auch das Restchen Bank, das noch trocken geblieben war, klatschnaß. Ich schrie hinaus, er möge doch einsteigen und sich gefälligst beeilen. Wenn es Henry war, sollte er etwas erleben!

Es kam immer noch niemand.

Der Regen drang jetzt erst richtig in den Wagen ein. Um den Schalthebel stand ein ganzer See. Das Wasser füllte meine Schuhe. Ich stellte den Motor ab. Nichts. Aber der Mann war doch keine Fata Morgana gewesen, mit dem nassen weißen Hemd auf der schwarzen Haut. Ich stellte die Scheinwerfer ab und wartete. Immer noch nichts. Das gefiel mir nicht. Wie besessen rauschte der Regen auf Gras und Piste herab. Mit einem Fluch warf ich die Wagentür zu und versuchte den Motor wieder anzulassen. Er ließ sich eine Weile bitten.

Erst als er aufheulte, kamen sie. Zu dritt.

Sie rissen die Türen auf. Zwei warfen sich auf die Hinterbank; einer setzte sich neben mich auf den Beifahrersitz, und keiner sagte ein Wort. Hemd und Hose klebten ihnen so dicht auf der Haut, daß man sie ohne weiteres als Modelle für Arno Breker hätte verwenden können. Jeder von ihnen trug etwas in der Hand, nämlich ein Gewehr. Das taten Parkwachen auch; aber die trugen außerdem eine Uniform. Die fehlte. Blitzschnell durchfuhr mich der Gedanke, daß sie jetzt mit den Dingen nicht schießen könnten, weil die Läufe innen genauso naß sein mußten wie außen. Und dann der weniger tröstliche, daß sie mich auch mit nassen Kolben nach dem gleichen System bearbeiten konnten, mit dem die Parkwachen einem von ihnen ein so genüßlich langsames Ende bereitet hatten. Mein Gebrüll würde vielleicht noch über den nächsten Hügel zu hören sein, für ein paar Gazellen und vielleicht einen Schakal.

Langsam wandte ich mich meinem Nachbarn zu. Er betrachtete mich reglos und stumm, ein schwaches Lächeln auf den breiten Lippen. Es war ein Koloß. Unter dem nassen Stoff zeichneten sich dicke Muskelstränge ab. Auch der Kopf war gewaltig. Das Gesicht großflächig, mit breiter, fleischiger Nase, ohne prognath zu sein. Unter der hohen gewölbten Stirn schauten mich mandelförmige Augen abwägend an. Dieser Mann versuchte gar nicht erst, mich in der landesüblichen Weise mit dümmlichen Protzreden und Gelächter zu beeindrucken.

Sie konnten mir gleich eins über den Schädel geben, mich den Hyänen überlassen und mit dem Wagen fahren, wohin es sie zog. Sie konnten mich auch zu zwingen versuchen, sie in irgendein Wilderer versteck zu kutschieren, wo sie mich entweder nach aus grauer Vorväterzeit überlieferten, bewährten Methoden ins Jenseits befördern oder als Geisel an die Parkverwaltung verkaufen konnten. Letzteres würde ganz Bungwana zu schallendem Gelächter gereizt und meiner Karriere in diesem Land ein rasches Ende bereitet haben.

Alles stand bei ihnen, und bei ihnen allein. Der Gedanke, nichts, gar nichts, gegen ihren Willen und ihre sicher nicht sehr freundlichen Absichten tun zu können, erfüllte mich plötzlich mit so heiterer Unbekümmertheit, daß ich das Blut in den Ohren brausen hörte.

Ich fuhr an.

"Wohin fährst du?" fragte mein Nachbar.

Sein Englisch war untadelig. Das war nicht häufig in Bungwana. Es war des Königs Englisch; der Mann mußte eine stockbritische Erziehung genossen haben. In Moyomoyo? Auf einer Missionsstation? Am Makerere College in Kampala? Sicher nicht an der Naturschutzschule in Katikati.

"In meine Richtung", antwortete ich. Etwas Gescheiteres fiel mir nicht ein, und es kam nicht so entspannt heraus, wie ich es gern gewollt hätte. Es klang eher kindisch und trotzig. Es beschämte und ärgerte mich.

"Und was ist deine Richtung?"

"Mti Mwekundu."

"Ins *camp*? Zu den Parkwachen?" Mein Nachbar warf es hin, als ob es ein guter Scherz sei.

"Ich fahre nach Hause." Ich bemühte mich, meiner Stimme einen indignierten Ton zu geben.

Mein Nachbar schien über diese Antwort eine Weile nachzudenken.

"Das kannst du tun", entschied er schließlich. "Vielleicht steigen wir unterwegs aus."

Dazu mochte ich keinen Kommentar geben, und so kam unser Gespräch einstweilen zu einem Ende. Langsam, unendlich langsam kroch der Landrover durch den Regen über die glitschige Fahrbahn, während die Nacht mit der üblichen Geschwindigkeit hereinbrach. Erst als es finster war, sprach der Koloß wieder, diesmal Kiswaheli.

"Wie heißt du?"

"Thomas." Ich gab meinen Namen nur widerwillig weg.

"Bist du der Weiße von Mti Mwekundu mit den zwei Frauen?"

"Mit einer. Die andere ist selbst ein Mann."

Zum ersten Mal gaben die Männer auf der Hinterbank ein Lebenszeichen von sich. Sie kicherten.

"Bist du es, der Shamil bei der Parkverwaltung angezeigt hat?"

Nun würde ich also den Schlag auf den Hinterkopf bekommen. Susanne würde sich fragen, wo ich denn bloß auf der Suche nach Henry hingekommen sei. Johannes' freche Sprüche. Barbaras große Augen... Aber Leugnen oder dumme Erklärungen würden die Sache nicht besser machen. Außerdem hatte ich keine Lust dazu.

"Ja", sagte ich.

"Du warst sehr freundlich zu ihm", sagte der Koloß. Weiter sprachen wir nichts bis zum letzten Hügel vor Mti Mwekundu. Kurz vor seinem Gipfel hielt ich an. Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel war klar und voller Sterne.

"Gleich sind wir in Mti Mwekundu. Wollt ihr hier aussteigen?"

"Hast du nicht ein Feuer, um unsere Kleider zu trocknen?"

Wortlos fuhr ich wieder an.

"Keinen Tee für uns. Nein danke!" fuhr der Koloß fort. "Wir sind keine Engländer. Engländer sind wir nicht. Whisky oder Bier wäre uns lieber."

Diesmal hatte der Große die Kicherer auf der Hinterbank auf seiner Seite.

An den kümmerlichen Petroleumlämpchen des *camp*s vorbei fuhren wir zu unseren Hütten hinunter. Bei Maud war es dunkel; sie mußte mit ihren Hunden unterwegs sein. Aus unseren Fenstern warf eine Colemanlampe kühlen, nach all der Finsternis gemütlichen Schein auf den Vorplatz. Als wir näher kamen, glitt er über die Steine der Terrasse, breitete sich aus, und Susanne trat, mit der Lampe in der Hand, vor die Haustür. Ihr Gesicht lag im Schatten. Das Licht fiel auf ihren grünen, reich gefalteten Rock und ihre braunen Beine. Hübsche Beine hatte sie.

"Ich bringe Gäste mit", sagte ich, als ich die Wagentür öffnete.

"Seit wann ist Henry ein Gast?"

"Henry habe ich nicht gefunden. Diese drei hab' ich unterwegs aufgelesen. Im Park. Sie gingen da im Wolkenbruch spazieren."

"Zu Fuß?"

"Zu Fuß."

"Und warum läßt du sie nicht im *camp*?"

"Das möchten sie nicht so gern."

"Ah!"

"Sie sind von der andern Partei, und Gewehre haben sie auch."

Wurde Susanne bleicher im Schein der Colemanlampe?

"Und was sollen wir mit ihnen machen?"

"Ein paar alte Hemden und Hosen vielleicht. Sie sind klitschnaß. Sie könnten sich wenigstens am Kamin trocknen."

"Meinst du?"

"Möchtest du noch mal eine solche Fleischerei mit ansehen wie damals?" Ich versuchte meiner Stimme einen möglichst gleichmütigen Ton zu geben.

Susanne seufzte.

"Ich will mal gucken, was wir noch zu essen haben. Ein paar Flaschen Bier sind vielleicht auch noch da."

Damit verschwand sie ins Haus.

Die Männer hatten der deutschen Unterhaltung schweigend zugehört. Jetzt hatte der Große endlich ein Wort verstanden: Bier. Er näherte sich einem Flechtsessel, wollte sich hineinsetzen, bemerkte aber noch rechtzeitig, wie naß seine Hose war, entfernte die Kissen, ließ sich nieder und sagte:

"Good."

Ich kniete vor dem Kamin nieder und wollte den Holzstoß anzünden. Sofort nahm mir einer der beiden kleineren, stummen oder doch fast stummen Männer Papier, Späne und Streichhölzer aus der Hand, und bald knisterten die Scheite. Ich hatte Zeit, auch ihn und seinen Gefährten anzuschauen. Sie hatten stumpfe, demütige Gesichter, wie sie sich in Afrika von jeher zum Beherrschen angeboten haben; es ist ja leider nicht von ungefähr, daß dieser Kontinent mehr Sklaven geliefert hat als jeder andere. Die beiden beschränkten sich den ganzen Abend darauf, dem Großen jede Regung vom Gesicht abzulesen, zu essen und erstaunliche Mengen von Bierflaschen mit den Zähnen zu öffnen, die sie nach einem Zug leer auf den Tisch zurückstellten. Viel mehr wird nicht von ihnen zu berichten sein.

Susanne kehrte mit Brot, Butter, einem halben Schinken und einem Kasten Bier zurück, Schätze, die wir gerade aus Moyomoyo mitgebracht hatten. Sie schob alles auf unserem Teewagen vor sich her, einem für britische Besucher stets unerwarteten Komfort- und Kulturstück, sehr englisch. Susanne hatte ihn in Moyomoyo bei einem Pakistani entdeckt und sozusagen für den europäischen Kulturkreis zurückgewonnen. Auf seiner unteren Plattform lagen trockene Sachen zum Anziehen, gut für die beiden Begleiter, aber lächerlich zu klein für den Großen. Ich zog mich in unserer Schlafhütte um und hörte ihn dabei mit Susanne sprechen.

"Ihr Gatte ist ein freundlicher Mann", sagte er, und ich hörte ihn genüßlich kauen. "Immer freundlich."

"Auch zu Wilderern", erwiderte Susanne trocken.

Mir fiel der frische Strumpf aus der Hand. Was hatte ich da bloß für eine Nummer geheiratet. Kaum war über den Schmoller'schen Kalamitäten ein bißchen Gras gewachsen, stürzte sie sich schon wieder *medias in res*.

"Auch zu Wilderern", antwortete der Große zuvorkommend. "Ihr Gatte hat es gleich gewußt, als wir in den Wagen stiegen. Aber er ist eben immer freundlich. Und Angst hat er auch keine. Fuhr einfach weiter nach Mti Mwekundu."

Ich kam gerade zurecht, um zu sehen, daß Susanne wieder blaß wurde. Es schien ihr bis zu diesem Augenblick nicht voll zu Bewußtsein gekommen zu sein, was mir mit diesen Herren alles hätte passieren können.

"Keine Angst, Madam", munterte der Koloß sie auf. "Wir sind auch freundlich. - Nicht wahr, wir sind auch freundlich?" fuhr er seine Begleiter in barschem Ton an.

Übereifrig und sichtlich erfreut, überhaupt gefragt worden zu sein, versicherten beide in holprigem Englisch, ungemein freundlich zu sein.